

KARL CLAUSBERG

## Gombrich in China

### Zusammenfassung

Anfang November fand in Hangzhou (China) ein Symposium zu Ehren Ernst H. Gombrichs statt. Offizieller Anlaß war die Einweihung der Gombrich-Library. Die Arbeitsbibliothek des österreichisch-britischen Kunsthistorikers wurde für chinesische Forscher und Studierende eröffnet. Dem letzten Willen des 2001 Verstorbenen folgend hatte die Familie den kompletten Arbeitsplatz des Gelehrten samt Tischen, Stühlen und seiner Schreibmaschine der ›China Academy of Art‹ (CAA) überlassen.

<1>

Zur Feier dieser symbolträchtigen Überführung waren Vorträge zu »Gombrich's World of Knowledge« angesetzt; teils persönlicher gestimmt, teils allgemeiner gehalten: Gombrichs Sohn Richard, Sanskrit-Professor in Oxford, hatte ein Manuskript über Leben und Charakter des Vaters beigezeichnet, in dem die Musikleidenschaft der zum Protestantismus konvertierten, jüdisch-wienerischen Familie den Grundton angab. John Onians, auch schon emeritierter Ex-Doktorand des Gefeierten, rief vor Ort mit drolliger Stimm-Imitation des Meisters zur geistigen Nachfolge auf. Charles Hope, bis 2009 Direktor des Warburg-Institute, brachte mit etwas distanzierterem Blick die außerordentliche Laufbahn und weltweite Wirkung Gombrichs zum Bewußtsein der chinesischen Hörer. An die Vorgeschichte der ›Wiener Schulen‹ im 19. Jahrhundert und deren Folgen zu Lebzeiten Gombrichs zu erinnern hatte sich für den Berichterstattenden angeboten. Ken'ichi Iwaki, Emeritus aus Kyoto, referierte über problematische Theorien computergestützter Psychologie aus dem Blickwinkel Gombrichs und eines japanischen Vorläufers: Kiyoshi Miki (1897–1945). Hinzu kamen Vorträge junger Dozenten der CAA.

<2>

Das lokale Geheimnis der geglückten transkontinentalen Verpflanzung lüftete für Uneingeweihte eine derzeit an der Universität Stockholm tätige Professorin für ostasiatische Kunst und Kalligraphie: Uta Lauer war durch einen jungen festland-chinesischen Kunsthistoriker mit dem Warburg-Institute-Direktor in Kontakt gebracht worden, und so fand sie während ihrer Studienzeit in London Gombrichs freundliche Unterstützung. Es wurde buchstäblich der Beginn vielfältiger Beziehungen fürs Leben: Als Fan Jingzhong gefährlich

erkrankte, kümmerte sich Gombrich um die medizinische Behandlung. Die lebenserhaltende Fürsorge trug wissenschaftliche Früchte: Fan Jingzhong begann die Schriften Gombrichs ins Chinesische zu übersetzen. — Jetzt hat sich aus solchen Anfängen ein erstaunlich intensives Aufblühen westlicher Kunstwissenschaft im Reich der Mitte ergeben: Die 1928 gegründete ›China Academy of Art‹ in Hangzhou, älteste und renommierteste ihrer Art im Lande, der Fan Jingzhong in leitender Position angehört, hat unter ihren Abteilungen auch ein ›Department of Art History and Theories‹, das ausdrücklich chinesischer und fremder (foreign) Kultur gewidmet ist.

<3>

Umrahmt wurde das Symposium von vierteiligen abendlichen ›Gombrich-Lectures‹, in denen Charles Hope obendrein die Resultate seiner mustergültigen britischen Detektivarbeit im Fall Giorgione ausbreitete. Den »problem-solver«, wie er sich selbst nennt, hatte seit Jahrzehnten die leichtfertige Anhäufung von unterschiedlichsten Werken unter dem Namen des ›großen Giorgio‹ aus Castelfranco (1477–1510) provoziert. Blindes Vertrauen in Vasaris fragwürdige Vitensammlung, kunsthistorisches Gewohnheitsdenken und jüngst auch museale oder private Besitzstandsverteidigung, die bei Abschreibung wohlklingender Autorschaft mit gravierenden Wertverlusten rechnen muß, bestimmten die Forschungslage. Dementsprechend seien die Reaktionen der community, so Hopes lakonischer Kommentar. Die neue Sicht auf den plausibel reduzierten Kern von ›echten‹ Giorgione-Gemälden gab zu denken — in mehrfacher Hinsicht.

<4>

Hope legte überzeugend dar, daß schon zu Vasaris Zeiten die Bevorzugung von wenigen bekannteren Künstlernamen eingesetzt hatte und daß »Giorgione« daher leicht zum individuellen Sammelbecken gruppierender Werkezuordnung werden konnte. Was eigentlich als halb anonyme Vielfalt hätte untersucht werden müssen, mauserte sich in der kunsthistorischen Phantasie zur Vielseitigkeit einer einzelnen Künstlerpersönlichkeit. Das breite Spektrum malerischer Begabungen zog sich zusammen zum Bild eines Säulenheiligen, der weniger Namhafte überragte und aus dem Blickfeld verschwinden ließ. — Die Vermutung liegt nahe, daß ähnliche Prozesse der Meinungsbildung am Werke sind, wenn ein ausgezeichnete Gelehrter wie Gombrich nun schon unverblümt der bedeutendste Kunsthistoriker des 20. Jahrhunderts genannt wird.

<5>

An solchen Effekten sind wachsende ›Wahrnehmungsabstände‹ maßgeblich beteiligt: So, wie Giorgiones mutmaßliche Werke mit zunehmender zeitlicher Entrückung ein artifizielles

Eigenleben in der Kunstgeschichte entwickelten, so drohen sich auch Gombrichs Leistungen unter anderen Umständen zu verselbständigen. Sein Landsmann Sigmund Freud bietet die beste Parallele: Begriff und Geschichte der Psychoanalyse haben sich derart in dessen Person konzentriert, daß es oft gezielter Anstrengungen bedarf, um die Pluralität der ursprünglich Beteiligten wieder ins Blickfeld zu bringen. Das heißt, man muß auch in Gombrichs Fall die Hintergründe seiner Wiener Prägung und Einbettung stärker in Betracht ziehen, um den Gefahren heroisierender Vereinzeln vorzubeugen.

<6>

Die Wiener Kunstgeschichte folgte Leitbildern, die zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zirkulierten; in ihnen konzentrierten sich ungemalte Konfliktstoffe der Kunstbetrachtung. Die ›Wiener Schule‹ der Kunstgeschichte konnte nie mit einem schlichten Singular zusammengefaßt werden; und sie läßt sich nicht aus fächerübergreifend-weltanschaulichen Zusammenhängen herauslösen.

Durch die österreichische Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte zieht sich wie ein roter Faden der Anti-Hegelianismus. Den Hauptvorwurf, daß Hegels Dialektik nicht auf genetischer, das hieß damals: auf historisch-kausaler Faktenverkettung entsprechender Betrachtung beruhe, hatte schon 1842/44 Franz Serafin Exner (1802–1853), der Senior der bekannten Wiener Forscherfamilie, mit aller Schärfe erhoben und stattdessen den psychologischen Realismus Herbarts als Richtschnur propagiert. Die 1848–53 unter Exners Leitung durchgeführte große Unterrichtsreform erhielt somit eine sehr fortschrittliche, naturwissenschaftlich begründete Pädagogik zur Grundlage: die Psychologie und Erkenntnistheorie des Königsberger Kant-Nachfolgers Johann Friedrich Herbart.

Durch Exners scharfe Kritik an der rein spekulativen Psychologie der Hegel-Schule wurden die österreichischen Aversionen gegen ›preußisches‹ Machtdenken in fortdauernde intellektuelle Bahnen gelenkt. Die Auswirkungen lassen sich nicht nur bis zu Karl Poppers und Ernst Gombrichs eisiger Hegel-Verdammung verfolgen; sie sind auch generell nicht aus den Wienerischen Ansichten und Debatten über Kunst-, Sozial- & Neurowissenschaften wegzudenken.

<7>

In kurzen Zügen: Das in Herbartschen Entwicklungsreihen gefaßte Modell beseelter Gesellschaftskörper aus ihrerseits beseelten Körperzellen wurde um 1900 von der neuen Physik Ludwig Boltzmanns umgeformt. Dem folgend hat der Physiker-Sohn Exners gleichen Namens 1908 in einer Rektoratsrede ein Doppelbild gesellschaftlicher Zustände und kultureller Veränderungen entworfen, das nun auf unterschiedene ›Selbstähnlichkeit‹

hinauslief: Zufälligkeiten auf mikroskopischer Individualebene führten, wie in Boltzmanns Gas-Statistik, doch zu absehbarem Gesamtverhalten in makroskopischem Maßstab. Für die aufs Weltkriegsdrama zutreibende Vielvölker-Donaumonarchie kam das von Exner junior entworfene Verlaufsbild reifender ›Kulturstaaten‹ gerade recht; es versprach bei steigender Ungleichheit wachsende Stabilität, ohne auf heikle Kulturmorphologien oder hegelianische Selbstvollendung zu setzen. Folgerichtig ist von Exners Ausführungen der Begriff eines ›Wiener Indeterminismus‹ abgeleitet worden.

Solche Leitbilder scheinen auch in der ›Wiener Schule der Nationalökonomie‹ durchgeschlagen zu sein, deren bedeutendster Nachfahre der lange Zeit an der London School of Economics tätige Nobelpreisträger Friedrich Hajek gewesen ist. Hajek hatte zunächst in Wien Psychologie studiert und diese frühen Interessen dann in später Buchform aufleben lassen: 1952 erschien sein Buch ›The Sensory Order‹. Gombrich zitierte diese Grundlagenstudie zum Beispiel zum Thema Synästhesie und hat sie schließlich 1984 wohl auch noch mit einem eigenen Buchtitelcho: ›The Sense of Order‹ bedacht.

<8>

Jedenfalls haben sich im Londoner Hayek-Zirkel, dem Gombrich und Popper angehörten, sowohl die fortgeschrittenen Strukturmerkmale herbartianischer Theorien wie auch die anti-hegelianischen Affekte gehalten. Vielfältige Varianten oder Parallelen der individuell/sozialen Doppelansichtigkeit von Kulturprozessen sind auch in der ›Wiener Kunstgeschichte‹ aufgetaucht und kontrovers diskutiert worden: eher ›historisch-aufgabenorientiert‹ bei Alois Riegl und Otto Pächt, dem anderen bedeutenden Wiener Kunsthistoriker der Exilantengeneration, deutlicher konjunkturell-zufallsbedingt in Gombrichs ›Logik des Jahrmarktes‹, einer programmatischen Studie von 1974.

<9>

All diese Umstände und Forschungsfacetten müssen im Blick behalten werden, wenn die Würdigung Gombrichs nicht den historischen Boden unter den Füßen verlieren soll. Schon in England, wo der Exil-Wiener seine Weltkarriere begann, haben sich Loslösung und Vereinzelung der Wertschätzung bemerkbar gemacht. Es bleibt abzuwarten, ob solche Individualisierung im neuen Reich der Mitte noch weiter zunehmen wird.

[Ausführlicher dazu: Karl Clausberg, ›Wiener Schulen‹ im Rückblick. Eine kurze Bildergeschichte aus Kunst-, Natur- & Neurowissenschaften; in: Elize Bisanz (Hg.): Das Bild zwischen Kognition und Kreativität, Interdisziplinäre Zugänge zum bildhaften Denken. Bielefeld Okt. 2011, S. 21–73.]